

Diesen Roman zu lesen ist eine Qual, das muss man so sagen. Aber das heißt nicht, dass es sich nicht lohnt. Vielleicht ist das bei Literatur noch immer (oder heute wieder) ein geläufiges Missverständnis, dass sie uns, ohne zu sehr zu verstören, hübsch durchpsychologisierte Geschichten und Figuren servieren soll, die letztlich unser Weltbild bestätigen. Von moderner Kunst zum Beispiel würde man das ja nicht unbedingt erwarten. Bei einem Roman von Clemens Setz sollte man es auf keinen Fall erwarten.

Der 1982 in Graz geborene Autor hat offenbar die Tradition der modernen, insbesondere der österreichischen Literatur verinnerlicht: Sprachkrise und Empirio-kritizismus in der Muttermilch sozusagen. Empfindungszergliederung von Mach bis Musil, Formzertümmung von Bahr bis Bernhard. Was Setz noch mit dem „nervösen“ Zeitalter verbindet, ist der Hang zur Darstellung von Krankheit und Deformation.

Aber seine Literatur ist bei weitem keine der nur wiederholten Modernen, denn sie erschließt stofflich ganz neue, gegenwärtige Erfahrungsräume, insbesondere die Auswirkungen der Internetkommunikation. Manchmal kippt sie auch ins Genre der dystopischen Science-Fiction – und nicht selten erlaptop man sich dabei, etwas googeln zum müssen, um zu sehen, ob es das wirklich gibt oder man wieder nur einem verrückten Setz-Einfall aufgesessen ist.

Dieser Erfindergeist bedingt, dass die Erzählungen von Clemens Setz auch sprachlich neue Wege beschreiten. Der Autor liebt Neologismen. Gleich auf den ersten Seiten plazierte er das für den Roman zentrale Adjektiv: „aurig“. Das klingt ein bisschen wie „traurig“ ohne „tr“, leitet sich aber von „Aura“ ab. Und für Menschen mit einer besonderen, auch unheimlichen Aura hat Setz seit jeher ein Faible; man denkt gleich auch an die seltsame Indigo-Krankheit in seinem letzten Roman (F.A.Z. vom 20. September 2012).

Hier nun trifft es eine junge Frau, Natalie Reinegger: „Aurig – das war ihr Wort, seit der Kindheit, für den Zustand, der einem Grand-Mal-Anfall vorauszugehen pflegte.“ Mit diesem Satz weiß man das Wichtigste über die Protagonistin des Romans, dass sie nämlich sozusagen unter Strom steht, immer bedroht von einer epileptischen Attacke der großen Malaise, ja vom großen Meltdown und dem Todeshauch, wie es später heißt. Trotz oder gerade wegen dieser Disposition ist Natalie eine, die sich um andere Kranke kümmert. In Graz arbeitet sie in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung. Aber über die ersten paar hundert Seiten wird man sich zunächst immer sicherer, dass die Hauptfigur noch kränker ist als alle Insassen des Wohnheims.

Sie hat ständig eine imaginäre Maus auf der Schulter. Sie zeichnet ihre eigenen Essgeräusche mit dem iPhone auf und macht daraus einen Podcast, den sie zur Austreibung musikalischer Ohrwürmer hört. Wenn sie die Haut einer anderen Frau sieht, die sich jahrelang geritzt hat, möchte sie „am liebsten Honig darauf schmieren“, einem Patienten sieht sie sich im Geiste eine Axt in den Schädel hauen. Sie würde am liebsten Hundehaufen mit der Zunge berühren. Unter einer Brücke hat sie fast täglich Oralverkehr mit fremden Männern, während sie mit

# Wer ist hier eigentlich krank?

Der neue Roman von Clemens Setz ist eine Zumutung. In einer vertrackten Stalking-Geschichte werden die Grundfragen zivilisierten Zusammenlebens neu verhandelt – in Form einer tausendseitigen synästhetischen Gehirnmassage.



Was tut man, wenn man sich „aurig“ fühlt? Clemens Setz spürt den Schwingungen eines Hotelzimmers nach.

Foto Julia Zimmermann

dem von ihr hinausgeworfenen Freund, der sie offenbar noch liebt, Chat-Spielchen treibt: Sie schreibt ihm etwa „Warum rufst Du nicht zurück, Schatz?“, nur um dann, wenn er es tatsächlich tut, mit den Worten „Ich kann jetzt nicht!“ aufzulegen.

Dieser Natalie folgt der Leser in die hintersten Winkel ihrer Wahrnehmung, ihrer sexuellen Vorstellungen, die für die meisten wohl als ekelhaft gelten, ihrer Assoziationen, die nach medizinischer Definition wohl manifeste Zwangsauslöser sind. Aber genau das stellt der Roman mit aller Sprachphantasie in Frage: was eigentlich normal und was krank ist.

Das Aufweichen fester Vorstellungen und gängiger Erzählungen kann sich bei Setz auch an scheinbar geläufigen Begriffen festmachen. Ein für den Roman zentraler ist der des Stalkers. Um ihn konzentriert sich eine Handlung, die den Roman in Richtung Thriller wendet: Natalie pflegt nämlich einen Mann im Rollstuhl, Herrn Dorm, der vor Jahren einen Herrn Hollberg derart verfolgt und belästigt haben soll, dass dessen Frau sich umbrachte. Nun besucht kurioserweise Herr Hollberg seinen früheren Stalker regelmäßig, und die beiden scheinen sich auch noch prächtig zu verstehen. Was hinter dieser seltsamen Geschichte steckt, in die Natalie sich aus Empathie wie aus Neugier immer tiefer verstrickt, wird nur sehr langsam klarer und birgt überraschende Wendungen, bei denen Täter und Opfer des Stalkings mitunter die Rollen tauschen und die Grenzen zwischen Zuneigung und sadistischem Psychoterror verschwimmen. Sind am Ende sogar die Therapeuten die Stalker der Patienten, denen sie ihre Vorstellungen aufzwingen? Was wie Liebe wirkt, kann hier auch ein subtiler Akt der Rache sein.

Vielleicht ist diese Verwirrung eine Art Metakommentar zu jüngst erschienenen Stalking-Romanen wie jenem von Dirk Kurbjuweit und Judith Hermann, etwa mit dem Tenor: Es ist alles noch viel komplizierter. Genau das ist es allerdings auch, was die Lektüre von Setz' Roman zur Arbeit macht. Sie ist eine permanente hermeneutische Herausforderung, manchmal eine Zumutung. In der Schreibart von Setz spiegelt sich eine Vorliebe seiner Hauptfigur für die sogenannte „Nonseq“-Kommunikation, also auf Bahnen der freien Assoziation, bei der nicht eines aus dem anderen hervorgeht, sondern Prinz Albert sich auf Mehl und Hirsche reimt, warum auch immer. Das erinnert an die *écriture automatique* der Surrealisten und ist mitunter auch amüsant: Es liegt ja oft ein unerklärliches Glück im Sprachspiel, und für Natalie ist „Nonseq“ das Gegengift zur „Aurigkeit“. Zudem sind die Figuren, wie so oft bei Setz, synästhetisch begabt, sie haben zum Beispiel ein dunkelgoldenes Gefühl auf der Schädeldecke.

Und wenn man gerade denkt, der Autor habe sich Quatsch ausgedacht wie zum Beispiel bei der Abkürzung ASMR für „Autonomous Sensory Meridian Response“, eine Art Gehirnsex, aber zur Sicherheit noch mal nachschaut, dann kommt man auch eingedenk des alten Diktums von Philip Roth ins Staunen, dass die Wirklichkeit verrückter ist als jede Fiktion: Denn tatsächlich gibt es im Netz ASMR-Videos, in denen etwa eine russische Amerikanerin mit den Fingern durch eine Haarbürste geht und eine Duftkerze beschwört, und das schauen sich

zwölf Millionen Menschen an und schreiben darunter: Oh, mein Gott, danke für diese außergewöhnliche Erfahrung!

Auf Dauer allerdings ist die Kryptokommunikation in diesem Roman, der zu einem Großteil aus nerdhafsten Dialogen besteht, anstrengend bis zur Erschöpfung und stellenweise auch bis zu einer gewissen Wut über die Aufzeichnung noch der letzten kuriosen Beobachtung, aus der nichts hervorgeht. Vielleicht ist auch das ein Programm des Buches, nämlich die Frage zu stellen, was eigentlich relevante Informationen sind. Und man wird oft das Gefühl nicht los, dass die Figur Natalie nur ein sehr großes Gefäß ist für die universalistischen Interessen des Autors, ob diese sich nun auf abseitige Videos, Computerspiele, Fernsehsendungen oder medizinische Phänomene richten.

Für Setz-Dimensionen ist „Die Stunde zwischen Frau und Gitarre“ – der Titel verweist auf eine misogynie Assoziation des Stalkers von Frauen- und Instrumentenkörper – zwar ziemlich realistisch erzählt, denn es gibt nur eine Fiktionsebene, dafür ist der darin angelegte Inter- aber umso größer. Zum Aufspüren der zahlreichen Verweise, die von John Updike über Stephen King zu Halldór Laxness reichen und die zwischen Liebesroman und Horrorfilm changierende Atmosphäre noch anreichern, könnte man ein Dechiffriersyndikat beschäftigen. Zudem ist der Text durch ein Netz von Motiven und Schlüsselbegriffen strukturiert.

Doch er droht unter der Last des Enzyklopädischen zusammenzubrechen. Am Ende erinnert er an ein medizinisches Diagnosemanual, wenn auch eines mit lauter fiktiven Krankheiten, eine Art literarische Version der ICD (International Classification of Diseases), insbesondere des Kapitels über psychische und Verhaltensstörungen.

Der Roman kann auch einen ähnlichen Effekt zeitigen wie dieses Kapitel im Handbuch: Je mehr man liest, desto öfter beschleicht einen das Gefühl, dass das Beschriebene auch auf einen selbst zutreffen könnte. Das ist das Phänomen der angelesenen Krankheit, der „Google Disease“, die Menschen bei sich selbst diagnostizieren und damit Ärzte zur Verzweiflung bringen.

Insofern ist der Roman von Setz ein Buch, das im Gegensatz zu vielen anderen heute erscheinenden tatsächlich eine ästhetische Wirkung hervorruft, wenn auch nicht unbedingt eine angenehme: Eines darin hätte man lieber nicht gelesen und sich vorgestellt. Für anderes dagegen ist man dankbar, etwa für die absurde Halloween-Party im Wohnheim der Verrückten. Im Vergleich zur Assoziationsgabe der Hauptfigur ist es vielleicht banal, aber womöglich erinnert ihr Name, Natalie, nicht nur an das schwedische Wort für Nacht („natt“), wie es einmal heißt, sondern auch an das englische für Verrückte („nut“). Auf Englisch sollte der Roman daher „Lost in the Nuthouse“ heißen.

JAN WIELE



Clemens Setz: „Die Stunde zwischen Frau und Gitarre“. Roman.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2015. 1020 S., geb., 29,95 €.

# Wilhelm, was machst du da?

Éric Chevillards Remake vom „Tapferen Schneiderlein“

„Das tapfere Schneiderlein“ gehört zum Kernbestand der Grimmschen Märchen, es war schon in der ersten Sammlung der Brüder von 1812 zu finden. Angeblich aufgezeichnet nach den Erzählungen zweier alter hessischer Damen, war die Geschichte auch in anderen Sprachen verbreitet; die Grimms selbst zitierten 1856 eine niederländische Fassung. Da hatten sie selbst auch schon etliche Veränderungen an ihrem ursprünglichen Text vorgenommen, etwa aus dem Apfel, der die Fliegen anlockte, ein Musbrot gemacht. Und so durfte sich der französische Autor Éric Chevillard vor zwölf Jahren berechtigt fühlen, seinerseits „Das tapfere Schneiderlein“ umzuformen: zu einem – ja, was ist es? Ein Roman? Eine Parodie? Ein Palimpsest? All das, und der deutsche Verlag wahlte dafür den in der Literaturtheorie noch nicht eingeführten Gattungsbegriff „Remake“.

Die Schriftstellerin Anne Weber, die ihre eigenen Bücher abwechselnd auf Deutsch und Französisch schreibt, hat den Band übersetzt. Das ist mit Blick auf ein Land, in dem diese Geschichte zum kollektiven Gedächtnis gehört, nicht ganz einfach, aber gelöst hat sie es wunderbar. Wobei Weber zupasskommt, dass sich schon Chevillard einen Spaß aus der Sache gemacht hat. Bevor es losgeht, erzählt er erstmal das Grimmsche Märchen „Hans mein Igel“ neu, später gibt's als Exkurs noch den Perraultschen „Däumling“ als in Frankreich besonders populäres Märchen in aktualisierter Version (wobei auch da die Grimms mit ihrem „Dauemesdick“ Anteil dran haben). Mit einem Wort: post-modern – so erzählt Chevillard.

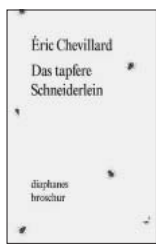
Und äußerst witzig, denn was er da dem „Tapferen Schneiderlein“ angedeihen lässt, ist wohlreflektiert, bis hin zur Legitimation seines Humors durch die Bemerkung, dass die Gravitass der Grimms, wie sie auch das berühmte Doppelporträt der Brüder von Elisabeth Jerichau-Baumann (F.A.Z. vom 2. Juni), dessen Standort Chevillard 2003 offenbar besser kannte als die Berliner Nationalgalerie selbst, ausdrückt, reine Pose gewesen sei: „Eure Gesichter haben einen gewissen Ernst, doch diese strenge Maske ist nicht eure wirkliche Phy-

siognomie, davon bin ich überzeugt, es ist eine Pose für den Maler – im Übrigen hat Jacob, ganz mit dieser Grimmasse beschäftigt, vergessen, seinen Clownhut abzunehmen, und Wilhelm trägt unter dem Tisch immer seine riesigen violetten Schuhe mit den hüpfenförmigen Absätzen (ich habe sie gesehen, als ich meinen Radiergummi aufhob).“

Derart aberwitzig geht es zu im „Tapferen Schneiderlein“ Chevillardscher Provenienz. Ob man's so mag, ist Geschmackssache. Es gibt viel zu lachen, wenn man Nonsens liebt, und viel zu denken, wenn man die Vorlage (und nicht nur sie) kennt. Aber daraus rundet sich keine neue und erst recht nicht die alte Geschichte. Was Chevillard hier vorführt, ist ein Schreibexperiment, ein wenig in der Tradition des Oulipo. Bedingung: Halte dich streng an die Konstellation des Ausgangsmärchens. Herausforderung: Erzähl es trotzdem völlig anders. Das ist reizvoll, aber es setzt mündige Leser voraus. Die sich daran freuen, wenn die bei den Grimms erwähnten herausgerissenen Bäume, die zwei Riesen zum gegenseitigen Abschlichten dienen, für Chevillard dann zu Rohstofflieferanten des Stoffs werden, aus dem die Bücher sind: „Es ist natürlich bewundernswert und ungewöhnlich, dass das Papier eines Buches dem Autor von seinem Helden geliefert wird, es gibt da, scheint mir, einen Fortschritt.“

Den gibt es in der zeitgenössischen Literatur für wahr, aber woanders, formal nämlich. Im „Tapferen Schneiderlein“ steckt jedoch auch genug von dem, was dem Autor von den Grimms vorgeschrieben wurde, so dass das Buch der Gefahr, als reine *art pour l'art* gelesen zu werden, entgeht.

ANDREAS PLATTHAUS



Éric Chevillard: „Das tapfere Schneiderlein“.

Aus dem Französischen von Anne Weber. Diaphanes Verlag, Zürich 2015. 256 S., br., 16,95 €.

# Die Erschütterbarkeit des Bewusstseins im Ernstfall

So unterhaltsam wie lehrreich: Das Literaturexperiment treibt im Digitalen zahlreiche Blüten

Gedruckte Romane, die man auf Bestseller-Listen findet, sind in der Regel handzahn. Sie pfunden mit naturalistisch ausgemalten Szenen und filmreifen Dialogen, kommen ohne stilistische und kompositorische Risiken aus, sind leserefreundlich, massentauglich und machen Kasse. Und doch sind einige von ihnen angeblich nicht bloßes Entertainment, sondern Kunst. Verleger, Agenten, Kritiker und Juroren des deutschen Buchetriebs begeistern sich derzeit am literarischen Realismus, als hätte es niemals Versuchsarrangements wie „Zettels Traum“ gegeben. Um zum poetischen Experiment zurückzufinden, empfehle ich eine strikte Kino- und Fernsehfilmabstinenz sowie die exzessive Beschäftigung mit innovativen Computerspielen, interaktiven Werbekampagnen, Rubiks Zauberwürfel, Raymond Queneaus „Exercices de style“ – und literarischen Digitalprojekten.

Einerseits: Es gibt nichts Neues unter der Sonne, auch nicht auf der Insel der experimentellen Literatur. Von der Antike bis zur Gegenwart reichen die Versuche der Dichter, Form und Sprache zu erneuern, wobei Sinn und Gehalt im besten Fall entgrenzt, im schlimmsten grob vernachlässigt werden. Andererseits: Es gibt etwas Neues unter der Sonne, und zwar auf der Insel der experimentellen Literatur. Denn poetische Innovationen, die sich den Beschränkungen durch Papier und Einband widersetzen, finden im Digitalen neue Spielräume. Das gilt auch für jene Experimente, die zunächst oder gleichzeitig im Druck herauskommen. Die schwer nachzählbaren „novels in a box“ zum Beispiel, Romane mit episodisch verkürzten Inhalten, die lineare Schreib- und Lesekonventionen außer Kraft setzen und sowohl als Leseblattsammlungen im Karton erschienen sind als auch digital, wie die Neuausgabe der 155 Seiten umfassenden „Composition No. 1“ des französischen Schriftstellers Marc Saporta aus dem Jahr 1962, die als Vorläufer der in sich verlinkten Hyperfiction gilt. Oder der an-

derthalb Kilo schwere, rund 400 Blattstarke Roman „XO“, der von einem Leipziger Autor unter dem Pseudonym Francis Nenik in der ed. cetera veröffentlicht worden ist. Die kostenlose PDF-Version erleichtert es, kreuz und quer durch „XO“ zu surfen. Und die iPad-App „Composition No. 1“ ist im Kern eine magere Dreiecksgeschichte, „XO“ zerfällt in stilistisch divergente Episoden, die weitgehend sinnentleert anmuten.

## e-LEKTÜREN

Gleichwohl sind diese aleatorischen Projekte mehr als bloße intellektuelle Gags. Sie sind im tiefsten Wortsinn poetisch, da von ihnen eine Wirkung ausgeht, die sich der Sprache entzieht: Zeigen sie mir doch, wie ich reagiere, wenn ich den Faden verliere, mich verirre, nach Orientierung suche. Sie machen mir klar, wie erschütterbar mein Bewusstsein im Ernstfall ist. Weil diese Literatur kein „Es ist, wie es ist“ zulässt, ist sie vom Realismus so weit entfernt wie der Nord-vom Südpol.

In einer Zeit, in der selbst ambitionierte Romane auf Kinotauglichkeit hin abgeklopft werden, ist es erfreulich, dass das Literaturexperiment, so unterhaltsam wie lehrreich, nun auch digital only zahlreiche Blüten treibt. Der Berliner Grafikdesigner und Autor Gregor Weichbrodt unternimmt einen poetischen Störversuch; auch ihm geht es um unseren Orientierungssinn, der sich mehr und mehr an Wikipedia schult. In seinem Original-E-Book „I Don't Know“, das im Frohmann Verlag erschienen ist, führt er die enzyklopädische Ordnung des digitalen Zeitalters ad absurdum. In einer kurzen Erklärung zu seinem Projekt schreibt er, ein Algo-

rithmus habe Einträge des Online-Lexikons Wikipedia gespeichert, das bei Plagiatoren sehr beliebt sei. Und so sei ein Text generiert worden, dessen Erzähler bestreite, irgendeinen dieser Einträge zu kennen. „I'm not well-versed in Literature. Sensibility – what is that? What in God's name is An Afterword? I haven't the faintest idea.“

Weichbrodt hat zusammen mit dem in den Vereinigten Staaten lebenden Autor Hannes Bajohr das Textkollektiv 0x0a für digitale konzeptuelle Literatur gegründet. Eines ihrer gemeinsamen Projekte, das kürzlich unter dem Titel „Glaube, Liebe, Hoffnung. Nachrichten aus dem christlichen Abendland“ erschienen ist, konfrontiert über 280 000 stumpfsinnige Facebook-Postings von Pegida-Anhängern mit Zitaten aus dem biblischen Hohelied der Liebe: eine Versuchsarrangements, die detailgenau zeigt, wie es um die rechtsextreme Bewusstseinslage im Land bestellt ist. Bajohrs Sammelleidenschaft hat sich auch an einem anderen Fundus entzündet: Sein digitaler Roman „Durchschnitt“ stützt sich auf alle Romane, die Marcel Reich-Ranicki in seinen Kanon deutschsprachiger Literatur aufgenommen hat. Bajohr erklärt nüchtern seine Arbeitsweise: Er habe den Kanon „als Textkorpus verwendet, dessen durchschnittliche Satzlänge bestimmt (18 Wörter) und alle Sätze anderer Länge aussortiert“. Die Zitate stellt er kapitelweise in der Reihenfolge des Alphabets zusammen: eine Versuchsarrangements, die detailgenau zeigt, wie es um die Bewusstseinslage in dieser kanonisierten Literatur bestellt ist.

Einen anderen Einblick in die Bewusstseinslage anderer bieten die 122 Tweets, die die Twittern Akkordeonistin unter dem Titel „Sitze im Bus“ nun als E-Book veröffentlicht hat: „Einen nicht unwesentlichen Teil dessen, was ich über soziale Intelligenz weiß, habe ich zwischen zwei sich öffnenden Bustüren gelernt.“ Möglich, dass man die Mikrostroyer der digitalen Kommunikationsplattform Twitter allein aufgrund

ihrer Zeichenbegrenzung der experimentellen Literatur zuordnen kann. Akkordeonistin beschränkt sich aber nicht nur auf 140 Zeichen, sondern auch auf einen einzigen Schauplatz, den Omnibus, der schon in Raymond Queneaus „Stilübungen“ neunundneunzigmal Ort des Geschehens war. „Ich erkenne mittlerweile etwa neunundneunzig Arten, wie man als potentieller Sitznachbar mithilfe nonverbaler Kommunikation abgewiesen wird.“ Und: „Wir schweigen beharrlich. Jemand könnte ein Gedicht rezitieren, aber wer kennt heutzutage noch Gedichte?“ Vielleicht könnten die Busspassagiere eher gemeinsam ein Lied anstimmen, denn Songtexte haben sich mittlerweile stärker in unseren Köpfen festgesetzt als unvertonete Lyrik, die auch im Internet präsent ist. Wenn Sie darüber mehr erfahren möchten, dann lesen Sie hier demnachst weiter. ELKE HEINEMANN

Elke Heinemann lebt als Schriftstellerin und Publizistin in Berlin. Die letzte Folge ihrer monatlichen „E-Lektüren“ erschien am 5. August.

**Akkordeonistin: „Sitze im Bus“.** Frohmann Verlag, Berlin 2015. DRM-freies E-Book (PDF, ePub, mobi), 2,99 €.

**Hannes Bajohr: „Durchschnitt“.** Roman. Frohmann Verlag, Berlin 2015. DRM-freies E-Book (PDF, ePub, mobi), 2,99 €.

**Francis Nenik: „XO“.** Roman. Lose Blätter in Kartonage, mit Banderole, Verlag ed. cetera, Leipzig 2012. Kostenlos PDF-Download unter <http://www.ed-cetera.de/ed-ition/fiction/xo-online/>.

**Marc Saporta: „Composition No. 1“.** Translated from the French by Richard Howard. Introduction by Tom Uglow. With diagrams by Salvador Plascencia. Box with loose papers. Visual Editions, London 2011. iPad App by iTunes, 6,99 \$.

**Gregor Weichbrodt: „I Don't Know“.** Frohmann Verlag, Berlin 2015. DRM-freies E-Book (PDF, ePub, mobi).

**Gregor Weichbrodt/Hannes Bajohr: „Glaube, Liebe, Hoffnung. Nachrichten aus dem christlichen Abendland.“** 0x0a, Berlin 2015. Kostenlos PDF-Download unter <http://0x0a.li/wp-content/uploads/2015/01/Glaube-Liebe-Hoffnung.pdf>.